

# 1. TEXT

## Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben

Als Schreibender über sein Schreiben zu sprechen oder zu schreiben, ist eigentlich ein seltsames Unterfangen. Wohl habe ich in meinem Leben einiges geschrieben und veröffentlicht – Aufsätze und Bücher, Essays und Abhandlungen, Kolumnen und Kritiken, Kommentare und Glossen –, aber ich habe selten über mein eigenes Schreiben nachgedacht. Das mögen Sie als einen Mangel an methodischer Selbstreflexion auffassen, es hat aber auch damit zu tun, dass ich – das kann eine Tugend oder ein Laster der Philosophen sein – gerne über die große und die kleine Welt nachdenke, über das, was Menschen erlebt, gedacht und geschrieben haben, aber eher selten und sicher nicht professionell über mich selbst und mein eigenes Tun. Nun stehe ich vor der Aufgabe, über mein Schreiben nachzudenken, darüber zu sprechen und zu schreiben. Ganz einfach ist das nicht. Wenn, dann schreibt man über das, was einen selbst brennend interessiert. Mein eigenes Schreiben beschäftigt mich aber nicht sonderlich, für dieses sollten sich doch – zumindest wünsche ich mir das – andere begeistern.

Dennoch: Der Versuch sei gewagt. Ich greife also auf mein eigenes Schreiben, die Fragen und die Probleme, die sich für mich dabei gestellt haben und stellen, zurück. Das ist zwar eine subjektive Perspektive, aber jedes Subjekt lebt in einer Welt, mit der es auf vielfältige Weise verbunden ist, deren Teil es ist, sodass sich in einem persönlichen Zugang dennoch Fragen von allgemeinerem Interesse aufwerfen lassen. Aus dieser Selbstbeobachtung lassen sich unter Umständen Einsichten gewinnen, die etwas zum Verständnis jenes Phänomens beitragen könnten, das ich am liebsten als das Wunder des Schreibens bezeichnen würde. Denn Schreiben ist alles andere als selbstverständlich, eine spät entwickelte Kulturtechnik, die lange nach der Zähmung des Feuers, der Domestizierung des Wolfes und der Erfindung des Rades unsere Welt verändert hat. Vorausgeschickt sei, dass ich gemessen an den heutigen Technologien in einer Art Steinzeit sozialisiert worden bin, aufgewachsen mit Tafel, Kreide, Füllfeder und Papier. Da war noch lange keine Rede von all den technischen Möglichkeiten der Textproduktion, wie wir sie heute kennen. Das mag sich manchmal in meinen praktischen und theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Schreiben widerspiegeln, hat jedoch nichts mit Kulturpessimismus zu tun.

Die Frage, die sich mir als erste stellt, ist einfach: In welcher Situation befindet sich jemand, der etwas schreiben will? Klar, es kommt darauf an, was man schreiben will. Schreiben kann man vieles, und Schreiben kann vieles bedeuten. Ich erinnere mich mit Vergnügen an meine

Zeit als Student der Philosophie und Germanistik und an die Gespräche mit den Kommilitonen nach den Lehrveranstaltungen, in denen man Texte von Handke oder die Lyrik des jungen Goethe analysiert und interpretiert hatte. Irgendwann, im kleinen Kreis, in der Mensa oder im Kaffeehaus, kam dann die präzise, intime und unmissverständliche Frage: Schreibst du? Diese Frage war nicht bezogen auf die Lehrveranstaltung oder die vom Seminarleiter eingeforderten Beiträge, sondern: »Schreibst du?« bedeutete: »Dichtest du?«, »Schreibst du wie ein Schriftsteller schreibt?«, »Schreibst du an einem Roman?« Diese Frage bezog sich auf eine existentielle Dimension unseres Lebens, auf eine Motivation, die aus dem Inneren kommen sollte, einen Schreibdrang, der weit über die Produktion mehr oder weniger sinnvoller akademischer Übungstexte hinausging. Schreiben: Das konnte eine Berufung sein, das Gefühl, dass man sich und sein Verhältnis zur Welt schreibend ausdrücken muss, eine Haltung, bei der es darum ging, die Wirklichkeit literarisch und poetisch zu erfassen oder neu zu erfinden. Auf diese Frage musste ich immer antworten: Nein, ich schreibe nicht. Es geht mir also nicht um das fiktionale Schreiben. Hier ist keine Schule der Dichtung.

Ich spreche aber nicht vom Schreiben von Briefen, Nachrichten oder E-Mails, nicht vom Verfassen von kurzen Botschaften, garniert mit Emojis, selbst das Schreiben in unmittelbarer kommunikativer Absicht interessiert mich wenig. Solches Schreiben hat in der Regel einen bekannten Adressaten, es gibt einen Grund für solche

Mitteilungen, aber es gibt in einem strengen Sinn keinen Gegenstand, über den geschrieben wird und an dem sich das Schreiben messen lassen muss. Kurznachrichten zu versenden, um mit einem Freund einen Treffpunkt zu vereinbaren, ist etwas anderes als eine Abhandlung über die Geschichte des Stelldicheins in der deutschen Literatur zu schreiben. Aber auch das streng wissenschaftliche Schreiben, das seine eigenen Verfahren, Methoden, Formen und Regeln kennt, steht nicht im Zentrum meiner Überlegungen zu einer Kunst des Schreibens. Vielmehr fasziniert mich all das, was zwischen Fiktion und Wissenschaft liegt. Die Frage lautet also: Was bedeutet Schreiben in dieser Grauzone, in dieser unsaubereren Zwischenwelt? Und wie geht es Menschen, die es sich in dieser häuslich einrichten wollen?

Diese Frage stellte sich mir schon einmal, als ich vor Jahren einen Beitrag zu einem schreibdidaktisch orientierten Buchprojekt verfassen sollte. Im Zuge der Recherchen stieß ich auf den Text eines mir wohlbekannten Kollegen, der jene Sorgen und Nöte, die auch mich manchmal beim Schreiben befallen, gut auf den Punkt brachte. Da ich ungern über mich selbst nachdenke, verstecke ich mich nicht ungerne hinter anderen, bei denen ich eine gewisse Ähnlichkeit entdecke. Manchmal verstecke ich mich hinter mir selbst, also hinter meinen eigenen Texten, wie dem oben erwähnten. Wie in einer russischen Puppe oder in jenem »chinesischen Schachtelspiel«, das Sören Kierkegaard zum Vorbild seiner Schreibtechnik genommen hat-

te,<sup>1</sup> steckt also ein Text in einem Text, der in einem Text steckt. Das liest sich dann wie folgt.

Ich muss einen Text schreiben [...]. Wie immer bin ich viel zu spät dran, was mir nicht schlimm erscheint, weil ich ja weiß, was ich schreiben will. Ich habe eigentlich alles im Kopf, ich muss es nur hinschreiben. Und dann ist es irgendwie weg. Ich weiß genau, was ich sagen will, aber ich weiß nicht genau, wie ich es sagen will, schon weil nicht alles in einen Satz passt.<sup>2</sup>

Die Nöte des Soziologen Armin Nassehi kann wahrscheinlich jeder bestätigen, der schon einmal versucht hat, einen Gedanken, eine Idee, eine Argumentation, eine Beschreibung, einen etwas verwickelteren Hinweis, eine Analyse, eine Botschaft zu Papier zu bringen. Man glaubt, dass man in etwa weiß, was man schreiben will, kennt gleichsam den Inhalt und sucht nun nach einer Form, nach den richtigen Worten, nach klaren Sätzen, nach einer stimmigen Abfolge dieser Sätze. Und scheitert. So, als ob die Worte und Sätze, mit denen man dieses versucht, sich dagegen sperren, nur als ein Gefäß aufgefasst zu werden, in das man seine mehr oder weniger sinnigen Gedankeninhalte füllen könnte. Denken und Schreiben

1 Sören Kierkegaard: Entweder – Oder. Deutsche Übersetzung von Heinrich Fautek. München 1988, S. 18

2 Armin Nassehi: Die Macht der Unterscheidung. Ordnung gibt es nur im Durcheinander. In: Kursbuch 173/2013, S. 9

verhalten sich offensichtlich anders zueinander als Inhalt und Form, als Botschaft und Medium.<sup>3</sup>

So begann ich also über das Schreiben zu schreiben, indem ich auf den prekären Zusammenhang von Denken und Schreiben gestoßen wurde. Dieser ließ mich nun nicht los. Inwiefern verhalten sich Denken und Schreiben anders zueinander als Inhalt und Form, Botschaft und Medium? Während ich mich schreibend an die Beantwortung dieser Frage machte, fiel mir ein grandioser Text Heinrich von Kleists aus dem Jahre 1805 ein, der den merkwürdigen Titel *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* trägt. Das erst posthum 1878 veröffentlichte Prosastück hat eigentlich die Form eines Briefes, gerichtet an Otto August Rühle von Lilienstern. Der Autor schreibt dem »lieben, sinnreichen Freund«, dass dieser, wenn er etwas wissen will, was er durch einsame Meditation nicht finden kann, darüber einfach mit einem Bekannten sprechen solle.<sup>4</sup> Nachdem wir heute in einem normativen Sinn kommunikativ orientiert sind, ständig zum Dialog aufgefordert werden, und überall Menschen

3 Konrad Paul Liessmann: *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben*. In: Sabine Schmölzer-Eibinger / Eike Thürmann (Hg.): *Schreiben als Medium des Lernens. Kompetenzentwicklung durch Schreiben im Fachunterricht*. Münster / New York 2015, S. 345

4 Heinrich von Kleist: *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*: In: H. v. K.: *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner. München 1982, Bd. III, S. 319

zusammengeführt werden sollen, um miteinander zu reden, hätte man erwartet, dass auch Heinrich von Kleist seinen Vorschlag ähnlich begründet. Aus einem Gespräch, aus dem Austausch von Argumenten, aus These und Gegenthese könnte sich dann so etwas wie eine Erkenntnis ergeben oder zumindest eine kluge Idee entstehen. Genau darüber schreibt Kleist gerade nicht. Eine harte Diskussion interessiert ihn ebenso wenig wie ein offenes Gespräch auf Augenhöhe oder ein klug geführter sokratischer Dialog. Der Gesprächspartner, so Kleist, braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf sein, er muss vom Gegenstand des Gesprächs nicht viel verstehen, er soll am besten gar nicht mitreden, seine Funktion besteht darin, durch seine pure Anwesenheit dazu zu animieren, Gedanken laut in Worte zu fassen. Allein die Präsenz eines anderen, wie er schaut, wie er zuhört, wie er mit den Augen zwinkert oder den Mundwinkeln zuckt, verändert das Sprechen und damit auch die Ideen des Redners: »Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht.«<sup>5</sup> Auch wenn es reizvoll wäre, sollte man das nicht unbedingt als didaktisches Prinzip für Seminare und Projektbesprechungen empfehlen, zumal es im Zeitalter der Teams und Arbeitsgruppen über alle Maßen verpönt ist, Monologe zu halten, aber Heinrich von Kleist hat eine richtige Beobachtung gemacht: Wer gezwungen ist, in Anwesenheit eines anderen zu formulieren und dessen

5 Kleist, Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, S. 320

nonverbale Reaktionen beobachtet, wird anders sprechen und denken als wenn er mit sich allein bleibt.

Anhand eines historischen Beispiels – der Rede des Grafen Mirabeau im Jahre 1789 vor den Generalständen, die in der Proklamation der Nationalversammlung endete – versucht Kleist zu zeigen, was es im äußersten Fall bedeuten kann, wenn erst während einer Rede ein Einfall formuliert wird, der entgegen aller Absichten und entgegen aller Erwartungen alles ganz anders werden lässt. Aus einer höflichen Antwort auf eine königliche Anfrage wird plötzlich der Aufruf zur Revolution – durch einen Gedanken, der dem Redner erst während des Redens kam, ein Gedanke, der in keinem Manuskript stand, den kein Ghostwriter vorgab, den niemand auswendig gelernt und aufgesagt hatte. Ohne diese Revolution, so wissen wir, gäbe es keine Menschenrechte, keine Demokratie, keine Republik – aber auch keinen Terror im Namen der Freiheit. Und was hat diese Revolution entzündet? Eine improvisierte Ansprache des Grafen Mirabeau.

Wie ist diese Rede entstanden? Kleist fühlt sich hinein in die Figur des Grafen Mirabeau. Die Generalstände hatten sich versammelt, und es kam ein königlicher Bote, ein Zeremonienmeister, der nachfragte, ob man den Befehl des Königs, auseinanderzugehen, vernommen hätte. Der Graf Mirabeau steht auf und gibt eine Antwort, er beginnt sehr höflich, doch dann gibt ein Wort das andere – so zumindest imaginiert sich Kleist diese Szene: